

Eine ganz gewöhnliche Petroleumlampe

Autor(en): **Radecki, Sigismund von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine ganz gewöhnliche Petroleumlampe

Das elektrische Licht fiel goldgedämpft auf den Schreibtisch, der Seidenschlafrock wärmte wie ein junger Kater und meine Füllfeder malte soeben mit tiefblauer Innigkeit die Worte «Meine Liebe zu Dir ist unwandelbar wie — —» an ein Mädchen aufs Briefpapier, als es plötzlich, zum Teufel, klopfte.

Eine Baßstimme. «Rohrpost!»

Von jenem Mädchen. Daß es sich das Leben nehme. Wegen widriger Lebensumstände. Sie sei bei Eintreffen des Briefes bereits eine Leiche.

Dieses passierte um genau halb neun Uhr, wobei die ganze Gemütlichkeit flöten ging. Was nun folgte, war ein Sprung auf die nächste Elektrische, von dort auf das nächste Auto und dann ein Gehetze mit Vollgas durch die nebligkalte Nachtluft, bis der Wagen mit einem Ruck hielt. Vor einem mächtigen Torbogen in der alten Jakobstraße.

Jetzt noch ein Stolpern durch den finstern Hof, ein keuchendes Hinaufrennen der drei schmutzigen Treppen — und ich konnte endlich die heisere Glocke ziehen. Leise öffnete sich die Tür der Nachbarswohnung, leise ließ sie durch den Spalt eine spitzige Nase und zwei spitzige Augen — Augen wie Schlangennester — zum Vorschein kommen. Keine gute Vorbedeutung. Endlich schlurfte es unwillig an die angeläutete Tür heran. Hinter einem zwei-zölligen Spalt blitzte das dumme Auge einer Frau Proskurek, Zimmer mit Morgenkaffee, auf.

«Ist Fräulein Anni zu Hause?»

Die Pantoffeln schlurften wortlos ab. Eine Pause. Endlich ein winselnder Aufschrei, und jetzt trappelten die Pantoffeln ganz schnell wieder heran. Die Tür wurde weit aufgerissen.

«Das Fr... Fräulein hat sich... oi, ich hab Angst;...»

Die Erzählung eines jungen Mannes

von

SIGISMUND VON RADECKI

(Nachdruck verboten)

Ich stieß die Alte zur Seite und lief ins Zimmer. Es war stockdunkel. Im goldroten Streichholzlicht lag eine schwarze Gestalt starr auf dem Fußboden. Ich griff zitternd nach der Lampe auf dem Tisch, um sie anzuzünden. Der Zylinder war heiß, ich hätte mich fast verbrannt, doch darauf achtet man nicht in solcher Erregung.

Auf dem Tisch standen zwei stumme Zeugen: ein Bierglas mit dem Bodensatz einer gelblichen Flüssigkeit und daneben ein Paket «Rattengift», mit der Abbildung einer toten Ratte (deren Bauch geschwollen war).

Der dritte Zeuge, das Mädchen, war sehr schwer aufzuheben. Sie lag wie aus bleichem Marzipan, ohne Herzschlag. Unterdessen war die Frau Proskurek herangeschlupft, hob beide Arme steif zur Zimmerdecke und schrie in eingelerntem Tonfall:

«Daß mir in meiner anständigen Wohnung so was —!»

«Ich hole den Arzt. Schnell den Hausschlüssel her: jetzt nach neun ist das Tor zugesperrt. Schnell doch, sag ich!»

Mit schlotternden Verwünschungen gab sie ihn her. Der Torweg war dunkel wie ein Walfischbauch. Richtig, man hatte zugesperrt.

Merkwürdig, der Schlüssel paßte, und doch ließ er sich nicht völlig hineinschieben. Zum Teufel, von draußen steckte ein anderer Schlüssel im Schloß.

Ich rüttelte an der Klinke und brüllte «Aufmachen!» Dunkelheit. Stille.

Plötzlich fing das Schlüsselloch selbst zu wispeln an; ein gleichmütiges Stimmchen drang von dort heraus:

«Warten Sie etwas. Mir ist der Schlüssel abgebrochen. Ich lasse gleich öffnen.»

Was es alles gibt, dachte ich im Dunkeln. Hier stirbt ein Mensch und dort bricht der Schlüssel ab... Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein. — In der Aufregung hörte man das Blut hinter den Ohren singen.

Jetzt kam etwas ganz Verrücktes: das Tor wurde im Ruck aufgerissen, eine Blendlaterne und drei Dienstpistolen starteten mir ins Auge und Stimme brüllte:

«Hände hoch!»

Ganz wie im Kino.

Ich hob die Arme — zum Staunen war keine Zeit — steif in die Höhe. Aehnlich wie vorhin jene Frau Proskurek.

Vier Hände betasteten mich gleichzeitig nach Waffen und eine Stimme schnarrte (dieselbe vom Schlüsselloch):

«Ich mache Sie darauf aufmerksam... beim geringsten Widerstand... von der Waffe Gebrauch...!»

«Tun Sie, was Sie wollen, aber schicken Sie schnell einen Arzt auf Nummer drei, dort liegt jemand im Sterben!» rief ich und fühlte mich sehr geschmeichelt, daß man mich für so gefährlich hielt.

«Wird besorgt», sagte ein Polizist und griff mich fest am Arm: «Kommen Sie zur Wache. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich beim geringsten... von der Waffe Gebrauch... usw. usw.» (das Lied kannte ich bereits).



Radierung von Carl von Dombrowski

LÖWENPAAR

Bavaria-Verlag, München-Gauting

Wie ein Verbrecher wurde ich schräg über die belebte Straße aufs Revier geführt. Alle Leute sahen mir verächtlich und schauernd ins Gesicht.

Auf dem Revier kam eine Reihe Polizisten auf mich zu, Soundsoviel blonde Bürsten und wasserblaue Augen. Es sah wie eine Deputation aus. Der vorderste bewegte einen dicken Vierkanthüpfel so gewiß spielerisch in den Händen und hoffte, daß ich «renitent» werden würde. Statt dessen zog ich mein Etui und wollte rauchen, was mir barsch untersagt wurde. Da bot ich ihnen automatisch Zigaretten an. Jedes Glied der Deputation nahm sich mit gemurmeltm... bin so frei... eine heraus, so daß ich die letzte unbehindert anstecken konnte.

«Das Frollein war woll deine Braut?» sagte einer und schaute mir professionell-kameradschaftlich in die Augen. Er wollte sich irgendwie für die Zigarette revanchieren.

Daß ich sie gemordet hatte, schien ausgemacht. Alles behandelte mich achtungsvoll: ich genoß die Ehren eines echten, patentierten Mörders. Was war das nun mit mir — ich hatte doch noch eben so gemütlich am Schreibtisch gesessen? Eine spitzige Nase mit Augen wie Schlangennester, ein totes Mädchen, drei Revolvermündungen — das alles wirbelte mir im Kopf herum. Warum war die Lampe so heiß gewesen?

Jetzt waren meine Personalien festgestellt und ich wurde wieder als Mörder durch drei Straßen zu einer Art Untersuchungskommissär geführt. Dieser Aktenstaubsauger sah wie eine feiste Schildkröte aus. Bei jeder Frage schoß er mit dem Faltenhals aus dem Panzer seines steifen Kragens vor. Er wollte mir gut zureden, daß ich das Mädchen vergiftet hätte. Aber er war unfähig wie alle Schildkröten — sein Deutsch mangelhaft und seine Logik subaltern. Er hätte mir auch nichts beweisen können, wenn ich wirklich der Mörder gewesen wäre.

Ich griff mechanisch in die Tasche, fand dort ein Papier und hielt es ihm vor die Nase. Es war der Rohrpostbrief.

Während die Schildkröte eine Hornbrille auf den blauroten Höcker setzte, tauchten aus den umliegenden Türspalten sechs Dienstschilder mit Federhaltern hinter dem Ohre auf. Mit Rücksicht auf dieses Publikum sperrte sie bereits den Mund auf, um laut vorzulesen, als ich aufsprang und mir das mürschig verbat. Die sechs Dienstschilder verschwanden. Die Schildkröte sperrte den Mund wieder zu und zog sich in ihren Kragen zurück.

Der Brief genügte. Ich war frei.

Der Polizist im Vorzimmer hob die Hand an den Helm und meldete, daß das Mädchen bereits im Spital und außer Lebensgefahr sei. Jetzt erst bekam ich Angst um sie, vorher hatte ich dazu keine Zeit.

«Warum bin ich verhaftet worden?»

«Auf Beschuldigung der Nachbarin. Sie alarmierte die Feuerwehr und Polizei und schrie, daß der Mörder noch in der Wohnung sei.»

So, so, die Nachbarin, dachte ich, als ich ins Auto stieg: die Augen wie Schlangennester, richtig. Muß die Frau froh gewesen sein, sich einmal gründlich auswirken zu können!

Die schnelle Nachtfahrt war herrlich. Aber irgend etwas arbeitete in meinem Kopf. Meine Gedankenkreisten geblendet wie Mücken um irgend etwas, um eine Petroleumlampe...

Im gemütlichen Zimmer fiel das Licht goldgedämpft auf den Schreibtisch. Die Uhr zeigte halb elf: wie schnell doch die Zeit vergeht. Der Seidenschlafrock wärmte wie ein junger Kater. Dort lag noch der angefangene Brief: «Meine Liebe zu Dir ist unwandelbar wie — —». Langsam schraubte ich meine Füllfeder auf, um weiterzuschreiben.

Richtig — da fiel es mir ein: die Lampe, die Petroleumlampe war ja noch ganz heiß gewesen! Also war sie soeben ausgelöscht worden. Von der Selbstmörderin. Doch wenn man sich tötet, löscht man nicht erst die Lampe aus. Das tut man nur, wenn man andere erschrecken will. Wann kann man Ratengift ohne Gefahr schlucken? — Wenn man sicher ist, daß der Arzt sogleich geholt wird, wenn man den jungen Mann, den man per Rohrpost benachrichtigt hat, bereits draußen auf der Treppe klingeln und sprechen hört — dann, meine Damen, dann ist es Zeit, das Glas herunterzustürzen, die Petroleumlampe auszulöschen und sich glatt auf den Boden zu werfen! —

Bei diesem Punkte meiner Ueberlegung angelangt, schaute ich erstaunt auf den angefangenen Satz: «Meine Liebe zu Dir ist unwandelbar wie —», und schraubte meine Füllfeder langsam wieder zu.

Der Männerschreck

Eine Geschichte aus dem Orient von Bernhart Rehse

Ihr Frauen, die ihr dieses von Buchstaben verdunkelte Stück Papier mit dem hellen Glanz eurer Augen beglückt, zürnt mir nicht, wenn ich in meiner bescheidenen Erzählung von einer eurer Schwestern ein Bild entwerfe, das nicht euer Wohlgefallen findet. Bedenkt: die Tugenden einer jeden von euch, die ihr der Schwester, die ich euch hier zeige, so unähnlich seid, werden um so heller in den Augen eurer Ehegatten erscheinen, je dunkler ich das Bild jener male, die das Lob der Männer nicht verdient.

In jenen fernen Tagen, als der große Kalif durch die Straßen von Bagdad wandelte, lebte in dieser glücklichen Stadt die schöne Frau Dilara. Allah hatte ihr kein schönes Lebenslos beschieden. Denn kaum daß sie ein Jahr mit Abdullah, dem reichen Kaufherrn, vermählt war, hatte das Unglück sie heimgesucht. Mit einer Karawane von 80 Kamelen war Abdullah die Straße nach Westen gezogen, um in der Stadt am Meere seine Güter an die Fremden zu verhandeln. Aber nur Selim, der Verwalter, war mit wenigen Dienern zurückgekehrt. In der Wüste hatten Räuber die reiche Karawane überfallen. In der Verteidigung seiner Güter hatte Abdullah den Tod gefunden. Nur 30 Kamellasten hatte Selim, der auf Abdullahs Befehl die Flucht ergriffen hatte, aus dem Verderben gerettet. Doch Dilaras Witwenschmerz schien nicht allzu tief zu gehen. Gar bald sah man sie wieder in den kühlen Straßen des großen Bazars einherwandeln. Unter dem Yaschmak, dem Gesichtsschleier, funkelten ihre Samtaugen hervor, und dem wiegenden Gang ihrer geschmeidigen Glieder blickten begehrlische Männeraugen nach. Selim verwaltete schlecht und recht das zusammenschmolzene Vermögen. Aber die Herrin lebte, als ob die Hälfte der Schätze des Kalifen ihr Eigentum wäre, und kaufte wahllos, was ihren schönen Augen gefiel. So mehrten sich die Gläubiger von Tag zu Tag.

Bei einer Verhandlung, die die schöne Witwe mit Kuluf, dem wohlhabenden Kaufmann, über die Schuldsomme führte, die er einzutreiben gekommen war, geschah es, daß der Yaschmak von ihrem Haupte herunterglitt. Da entbrannte Kulufs Herz in heißer Liebe zu der Unverhüllten. Er führte sie als seine Gattin in sein Haus und dünkete sich den Seligen gleich in den sieben Himmeln.

Doch allzubald schmекte ihm der Trank der süßen Freude bitterer denn Wermut. Der tote Abdullah wurde in seinem Hause lebendig. Täglich stellte Frau Dilara ihn neben ihn und pries ihn als einen Ausbund aller Tugenden. Was Kuluf auch tat: Abdullah hätte es besser gemacht. Von Tag zu Tag mehrte er glücklich seinen Besitz. Aber was verstand Kuluf von Geschäften im Vergleich zu Abdullah? Wenn er von der Reise heimkehrte, und seiner Frau die herrlichsten Geschenke mitbrachte, die der Lieblingsfrau des Großveziers würdig gewesen wären: Abdullah hatte kostbarere heimgebracht. Ja selbst in den zärtlichen Stunden der Liebe beschwor sie das bessere Vorbild Abdullahs herauf. An einer Kette von Qualen liefen ihm die Tage und Nächte hin. Denn er liebte die Frau, die ihn zwang, täglich mit einem Phantom zu kämpfen, das aus jedem Kampfe stärker hervorging.

Da verzweifelte er daran, den toten Abdullah zu überwinden. Und da er die Liebe zu Dilara in seinem Herzen nicht zu töten vermochte, so beschloß er, ihr und Abdullah zu entfliehen. Die Hälfte seiner Güter verpackte er auf seine Kamele und zog die Straße gegen Westen, um in der Stadt am Meere seine Güter an die Fremden zu verhandeln. Aber nur Selim kehrte von dieser Reise mit wenigen Dienern in das Haus Dilaras zurück. Der Herrin berichtete er, daß Kuluf das gleiche Geschick getroffen habe, wie einst Abdullah. Die Karawane sei in die Hände der Räuber gefallen und Kuluf habe nach tapferer Verteidigung den Tod gefunden. Die hereinbrechende Nacht habe ihn und die Diener vor dem Verderben gerettet.

Während Dilara sich neue Witwenkleider anfertigen ließ, zog Kuluf mit der wohlhaltenen Karawane, für die er neue Diener angeworben hatte, weiter nach Westen. In der Stadt am Meere nahm er einen fremden Namen an, betrieb eifrig den Handel und versuchte in den Geschäften die Liebe zu der schönen Dilara zu vergessen. Doch die Sehnsucht brannte weiter in seinem Herzen. Und nur die Er-

innerung an den toten Abdullah hielt ihn ab, nach Bagdad in die Arme der grausamen Geliebten zurückzukehren. So gingen glücklos seine Tage dahin.

Da fügte es Allah, daß er in seiner Karawanserei, die auf dem Wege nach Aegypten lag, sein Lager neben einem Manne aufschlug, der mit seiner Karawane aus Bagdad gekommen war. In der Nacht hörte er ihn im Schlafe seufzen und stöhnen und immer wieder den Namen Dilara ausrufen. Da setzte sich Kuluf an sein Lager, weckte ihn auf und fragte ihn, was ihm solchen Kummer bereitete. Er freute, einen teilnehmenden Freund gefunden zu haben, dem er sich anvertrauen konnte, erzählte ihm der Fremde, der sich Machmed nannte, die Ursache seiner Leiden.

Da erfuhr Kuluf sein eigenes Schicksal. Machmed hatte die schöne Dilara als seine Gattin heimgeführt. Aber sein Glück war bald an einem Toten gestorben. Nur daß der Tote nicht Abdullah, sondern Kuluf hieß. Um seiner hoffnungslosen Liebe und dem toten Kuluf zu entrinnen, wollte Machmed bis an die Grenzen der Erde wandern. Selim aber sollte heimkehren und seinen Tod verkünden. Diese Botschaft erfüllte Kulufs Herz mit großer Freude. Abdullah war im Herzen Dilaras ausgelöscht. Er war an seine Stelle getreten, ihn liebte sie und pries seine Tugenden. Er erbot sich, da er auf dem Wege nach Bagdad sei, Frau Dilara die Botschaft auszurichten, die Machmed dem Selim, der ihn als Verwalter begleitete, auftragen wollte. Beglückt schieden beide in der Morgendämmerung. Machmed zog nach Aegypten und Kuluf eilte auf dem schnellsten Reitkamele Bagdad zu.

Doch als er Dilara die Botschaft vom Tode Machmeds überbracht hatte und die Geliebte in seine Arme schließen wollte, um den Lohn ihrer Liebe, die endlich ihm allein gehöre, zu empfangen, da stieß ihn Dilara voll Entsetzen von sich. Einem nur gehöre ihre Liebe, Machmed, der der beste und edelste aller Männer gewesen wäre. Aufgelöst vor Schmerz zerriß sie ihre Kleider. Wenn Machmed tot sei, so sei Kuluf sein Mörder, der gekommen sei, ihr die Liebe zu Machmed zu stehlen. Laut jammernd eilte sie zum Kadi und brachte ihre Klage vor.

Kuluf beteuerte seine Unschuld und erzählte sein Zusammentreffen mit Machmed in der Karawanserei, die auf dem Wege nach Aegypten liegt. Doch wer sollte einem Menschen glauben, der mit doppelten Zungen sprach? Der zuerst seinen Tod verkündete und dann behauptete, daß er lebe?

Der seltsame Fall kam vor die Ohren des Kalifen. Der entschied in seiner Weisheit: wenn Machmed lebe, so solle man ihn zu finden suchen. Und er gab Botschaft, auf allen Karawanenstraßen nach ihm zu forschen. Inzwischen aber saß Kuluf in sicherem Gewahrsam und hatte Muße, über die wunderbaren Wege nachzusinnen, die die Liebe einer Frau zu gehen vermag.

Am Gerichtstage erschien der Gesuchte, den der Befehl des Kalifen an den Säulen des Herkules erreicht hatte, und bestätigte durch sein Dasein die Unschuld Kulufs. Aber noch ein anderer Zeuge erschien zur Verwunderung aller und zur Bestürzung Dilaras: Abdullah, ihr erster totglaubter Gatte. Das Tagesgespräch der Karawanenstraßen hatte auch ihn in seiner Einsamkeit erreicht, wohin er vor dem toten Vater Dilaras, dessen Lobpreisung ihm Haus, Ehe und Leben verbittert hatte, geflohen war.

Die Aussagen der drei Ehemänner brachten die große Schuld der schönen Dilara an den Tag: dem Lebenden zu erniedrigen und ihm alle guten Eigenschaften zu nehmen, um durch sie den Toten zu erhöhen.

«Wohlan,» sprach der Kalif das Urteil, «da du den dürren Strauch bewässertest, den grünen aber ohne Wasser ließest, so sollst du hinfort das Wasser aus dem Flusse im Tonkrug an den Rand der Wüste tragen, so lange, bis der Sand zum fruchtbaren Feld wird oder einer der Männer Bagdads dich zum Weibe begehrt.»

Aber kein Feld grünte am Rand der Wüste, und kein Mann kam, sie in sein Haus zu holen. So mußte der Männerschreck, wie das Gespött der Straße sie nannte, ihre Tage in unfruchtbarer Arbeit und in Einsamkeit beschließen.

Ihr Frauen, ich habe es gewagt, euch diese Geschichte vor die Augen zu legen, weil ich gewiß bin, daß ihr alle der törichten Dilara unähnlich seid. Aber sollte Allah es zulassen, daß der Versucher doch einmal eure rosige Ohrmuschel erreicht, euch zuzuflüstern, das Wasser eurer Liebe einem fremden Strauch zu spenden und den eigenen dursten zu lassen, so denkt der törichten Dilara.